Mein Freund Mare.

Eine Hunde- und Hundstags-Geschichte von Karl Mischke.

Eben hatte ich mich gemüthlich auf meinem Ruhebett ausgestreckt, um mit allmählichem Nachlassen der sogenannten Denkthätigkeit etwas „den Verstand zu verlieren", wie mein Kollege, der Doktor, zu sagen pflegt, das heißt in einen wohlthätigen Mittagsschlaf hinüberzuträumen. Ich halte das für die vernünftigste Beschäftigung an einem heißen Sommertage, wenn es zufällige Umstände mit sich bringen, daß man einmal nicht pünktlich zur Sekunde zu der alltäglichen Verrichtung anzutreten braucht, und es giebt Leute, die das auch an andern Tagen für äußerst lobenswerth ansehen. Wie gesagt, hatte ich den ersten Schritt zur Verwirklichung meiner Absicht bereits gethan und hoffte von der näheren Zukunft das beste, als plötzlich die Klingel in Bewegung gesetzt wurde, wie nur Er daran zu reißen verstand — er, mein Freund Mare. Stets beliebte er sich in so geräuschvoller Weise anzukündigen, als ob er von vornherein jeden Zweifel über die Person des Kommenden ausschließen wollte. Dann hörte ich meine Wirthin über den Gang schlurren und öffnen, Frage und Antwort, kräftige Tritte, meine Thüre flog auf, und hereintrat in der That mein Freund Max, den wir in unserer schönen Berliner Mundart stets nur „Mare" zu nennen gewohnt waren.

Wie ich seinen üblichen Gruß „Mahlzeit"! erwiderte und dabei über den Tisch weg, der vor meiner Lagerstätte stand, nach ihm hinblickte, fiel mir eine gewisse Gezwungenheit in seiner Haltung auf, als ob er einen schweren Gegenstand in der einen Hand hielte; auch ein leises tappendes Geräusch fiel mir auf. Aber die bequeme Lage, in der ich mich gerade befand, die Unlust, diese angenehme Lage aufzugeben, und das Halbdunkel, das die zugezogenen Fenstervorhänge veranlaßten, hinderten mich, den Grund dieser Erscheinung festzustellen. Er legte seinen Hut mit etwas mehr Feierlichkeit, als es sonst der Fall war, auf den nächsten Stuhl und kam nun näher. Da sah ich zu meinem Erstaunen, daß er in der rechten Hand eine Schnur hielt, an deren anderm Ende ein kugelrundes vierbeiniges Wesen zum Vorschein kam, ein furchtbar fetter Mops, den ich bis dahin noch nie in seiner Begleitung angetroffen hatte. Das verblüffte mich; denn mein Freund Mare war gerade außer Stellung, es ging ihm herzlich schlecht, und es war nicht anzunehmen, daß er in diesen schlechten Zeiten sich noch einen überflüssigen Mitesser zugelegt habe. Er war überhaupt, so viel ich mich entsinnen konnte, nie ein besonderer Freund von diesen niedriger stehenden Mitgeschöpfen gewesen.

„Nanu! Was bringst Du denn da mit?"

Aber Mare zuckte — wie mir schien, ein wenig verlegen — die Schultern, ließ den Mops los, der sich sofort luftschnappend auf dem Teppich ausstreckte, schob sich dann einen Stuhl heran und nahm Platz. Nachdem er zunächst gegähnt hatte und sich dann mit dem Taschentuche über das Gesicht gefahren war, fragte er, wie es mir ginge.

„Danke. Und Dir?"

„Noch nichts," sagte er kopfschüttelnd und machte ein recht trauriges Gesicht.

„Es wird sich schon etwas finden," tröstete ich.

Er antwortete nur mit einem knurrigen „Hm!"

Darauf sahen wir uns eine Weile schweigend an. Die Fliegen summten an den Fensterscheiben, der Mops schnarchte, bis ihn Mare einen Fußtritt versetzte; die Luft lastete bleischwer, ich konnte das Ticken meiner Taschenuhr deutlich hören.

Mir kam die Vermuthung, daß er vielleicht Geld brauche und nicht recht mit der Sprache heraus wolle; aber ich konnte ihm die Sache nicht durch ein Angebot erleichtern, denn in meiner Tasche war auch Ebbe, wie stets vor dem Ersten. Endlich schlug ich ihm vor, uns ein paar Zigarren ins Gesicht zu stecken, und das brachte wieder etwas Leben in die Bude.

„Ja," sagte er, als er zu qualmen anfing, „es ist schrecklich. Ich bin nun schon überall herum gelaufen, an alle Bekannte habe ich geschrieben, habe in die Zeitung setzen lassen ... nutzt alles nichts. Als ob keine Mechaniker mehr auf der Welt nöthig wären!"

„Na, weswegen bist Du denn eigentlich von dem alten Günther weg?" fragte ich, bloß um ihn zum Reden zu bringen.

„Die alte Geschichte: Meinungsverschiedenheiten. Er macht die Sachen nach seinem alten Stiebel, und ich mache es nach meinem Kopfe. Das kann er nicht vertragen; alle Tage war was los. Wo ich eine Schraube anbringen wollte, hatte er eine Niete; wo ich nieten wollte, wollte er löthen; brachte ich eingravierte Verzierungen an, so war das überflüssig, und mattierte ich eine Platte, so hätte er sie lieber glatt gehabt. Wie ich schließlich die Skala eines Thermometers — sie war von Milchglas und sollte an einem gläsernen Ständer angemacht werden — wie ich sie also mit Kanada-Balsam ankitten wollte, wo er doch immer Gyps genommen hatte, da war die Sache fertig. Und ich lasse es mir nicht nehmen: Gyps mag ja ganz gut sein, aber Kanada-Balsam ist besser!"

„Versteht sich! Kanada-Balsam ist das einzig Wahre."

„Und mit solch einem Dummkopf soll man sich nun alle Tage herumschlagen!" rief er, „wo es doch bei uns aufs Denken ankommt! Ja, gewiß, aufs Denken! Alle großen Erfindungen sind durchs Denken gekommen. Wenn man alles so machen will, wie es die Alten gemacht haben, dann kommt man nicht weiter!"

„Ganz recht; aber es kam doch da nicht auf eine Erfindung an!" Und als er mich verständnißlos ansah, fügte ich hinzu: „Ich meine, Du solltest doch eigentlich da keine neue Erfindung machen ... da, bei dem Ankitten."

„Nein, rief er aus und stand auf, „aber ich werde eine machen! Ich werde eine Erfindung machen, sage ich Dir, eine Erfindung, die sich gewaschen hat, eine Erfindung, worüber Ihr alle staunen werdet. Staunen werdet Ihr, die ganze Welt wird staunen. Wenn ich etwas anfange, dann wird es auch etwas."

Damit begann er trotz der Hitze in der Stube auf und ab zu gehen und lebhafte Gebärden zu machen.

Jetzt erhob ich mich von meinem Sofa und schaute besorgt nach dem Thermometer. 26 Grad Reaumur, 32 Grad Celsius ... nun, es ging noch an, aber mein Freund Mare zeigte doch recht bedenkliche Symptome.

Welches Glück, daß den armen Sterblichen zum Trost in heißen Tagen eine „kühle Blonde" beschert ist! Ich ging zu meiner Wirthin hinaus und beauftragte sie, uns diesen köstlichen Labetrunk zu besorgen.

Mare überließ ich zunächst seinen hoffnungsvollen Phantasien. Als aber das beruhigende Naß in seinem großen Behälter auf dem Tische stand, glaubte ich die Zeit gekommen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, und wiederholte daher meine frühere Frage: „Was hast Du denn da für einen Hund mitgebracht?"

„Der?" gab er mit einem etwas zurückhaltenden Lächeln zurück. „Der gehört mir nicht. Er ist mir bloß nachgelaufen."

„So? Mitsammt der Leine, an der Du ihn führst?"

„Ja, weißt Du, das ist wegen der Hundesperre. Die hohe Polizei befürchtet doch Anfälle von Tollwuth, deshalb müssen alle Hunde an der Leine geführt werden. Ich glaube allerdings nicht, daß das viel nützen wird, wenn einer einmal wirklich toll wird."

„Ganz recht. Aber was geht denn das Dich an, wenn der Hund doch nicht Dein ist?"

„Na, das sieht mir doch keiner an! Der Hund läuft mir nun einmal nach, und der Polizist hält ihn für den meinigen. Um Scherereien zu vermeiden, verstehst Du."

Als ich ihn darauf ungläubig ansah, fing er an zu lachen und fügte hinzu: „Uebrigens, offen gestanden, eben dieses Hundes wegen komme ich zu Dir."

„Zu mir? Ich will aber keinen Hund, am allerwenigsten so ein fettes Unthier.

„Sollst ihn auch gar nicht kaufen. Die Sache liegt anders."

Damit warf er einen Blick auf das Thier, das auf meinem Teppich in seinem Fette schmorte, und begann alsdann seine Erklärung.

„Aus der Thatsache, daß der Hund mir nachgelaufen ist," begann er mit verschmitztem Lächeln, „schließe ich, daß ich dem Thiere bekannt bin. Ich überlege mir also, welche Hunde zählen zu meiner Bekanntschaft? Da erinnere ich mich, daß zu meiner Wirthin öfters eine alte Jungfer kommt, die ihre zärtliche Liebe auf das Hundegeschlecht geworfen hat. Es könnte sein, daß sie gerade mit diesem Mops ein- oder zweimal bei meiner Wirthin gewesen ist, wenn ich gerade mit ihr etwas zu verhandeln hatte. Ich habe sogar, wenn ich mich nicht irre, eine dunkele Erinnerung daran bewahrt. Wenn das so ist, so muß der Hund sich in gleicher Lage befinden. Ich muß ihm gefallen haben, und er hat wohl beschlossen, sein Leben eine Zeit lang mit dem meinigen zu vereinen, Freud und Leid mit mir zu theilen, besonders aber das letztere, und seine Studien über das Menschengeschlecht auch auf dessen männlichen Theil auszudehnen. Ich überlasse es den Gelehrten, zu entscheiden, ob hier Instinkt oder Ueberlegung anzunehmen ist."

„Dann hast Du Dir also den Scherz gemacht, diesen Hund der alten Tante zu entführen, und läßt sie jetzt hangen und bangen in Angst um den verlorenen Lieblina?!"

Mare wiegte bedenklich sein Haupt und meinte dann: „Es könnte sein, daß besagte Hundefreundin vielleicht gerade, als ich von Haus wegging, unterwegs war, um meine Wirthin zu besuchen, daß sie dabei vielleicht im Gespräch mit jemand anders die Achtsamkeit auf ihren vierfüßigen Begleiter vergessen hätte, und so könnte es gekommen sein, daß dieses Vieh im kränkenden Bewußtsein seiner Vernachlässigung und in undankbarem Vergessen früherer Wohlthaten sich nach anderweitiger Freundschaft umsah. Wie gesagt, es wäre möglich."

„Ich glaube gar, Du hast Absichten auf die alte Dame!" rief ich aus. „Ihr Herz muß ja vor Dankbarkeit schmelzen, wenn nachher Deine Wirthin mit dem verloren geglaubten Moshund bei ihr erscheint und eine Bestellung von Hern Burkhardt macht, der Hund wäre ihm nachgelaufen, und es wäre ihm ein besonderes Vergnügen ..."

„Unsinn!" brummte Mare. „Fällt mir gar nicht ein!"

„Du kannst ihn doch nicht einfach auf der Straße wieder laufen lassen; entweder er bleibt bei Dir, oder er schließt sich einem andern an."

„Will ich ja gar nicht!"

Jetzt war ich mit meiner Weisheit zu Ende. Nur eine schreckliche Vermuthung dämmerte noch in mir auf. Sollte Mare schwarze Pläne in Bezug auf diesen fetten Mops haben? Wenn der Mensch keine Stellung hat und in Noth geräth, kommt er auf Dinge, an die er sonst nicht gedacht hat. In belagerten Festungen sind Hunde und Ratten manchmal gesuchte Artikel und Pferdefleisch ein Leckerbissen. Sollte Mare ..? Gewiß, jetzt fiel mir auch seine Bemerkung ein, auf die ich zuerst nicht geachtet hatte, daß er gerade dieses Hundes wegen zu mir käme! Weil er das zu Hause nicht haben konnte, wegen seiner Wirthin, war er zu mir gekommen, und daraus erklärte sich sein verlegenes Wesen und sein gezwungener Humor!

Und merkwürdig, als ob er meinen Gedankengang verfolgt hätte — gerade mit denselben Worten sprach er jetzt weiter: „Ja, ich komme deswegen zu Dir."

Entsetzt sprang ich auf. „Mensch, bist Du toll? Laß mich zufrieden! Ich bin kein Hundeschlächter und will auch keiner werden. Das wäre ja noch schöner!"

Aber Mare lachte laut auf. „Beruhige Dich," sagte er, drückte mich in die Sophya-Ecke, warf einen besorgten Blick nach dem Thermometer und schob mir die kühle Blonde hin: „So war es ja nicht gemeint. Die Geschichte ist ganz anderlei."

„Da bin ich begierig," sagte ich ergeben und beobachtete ihn vorsichtig; denn meine Zweifel waren noch nicht zerstreut.

Mein Freund sah einen Augenblick nach den Vorhängen, trocknete sich nochmals die Stirn, schnaubte mit der Nase, — kurz, er benahm sich wie einer, der Zeit gewinnen will. Die Fliegen summten noch immer gegen die Fensterscheiben, der Mops schnarchte, und ich wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich begann er: „Angenommen, ich nehme den Hund mit nach Hause zurück, das heißt immer unter der Voraussetzung, daß er in der That dem besagten Fräulein gehört, so würde meine Wirthin ihn ihr nach Hause führen, wie Du ganz richtig bemerktest, eine Empfehlung bestellen und so weiter. Angenommen aber, dies geschähe nicht, es ließe sich einrichten, daß dieses liebe Thierchen irgendwo anders sein Heim aufschlüge, so würde gewiß seine Herrin ihn schmerzlichst vermissen. Wir würden morgen, übermorgen an den Anschlagssäulen ein Plakat finden, des Inhalts: „Lieber Molly! Kehre zu deiner Herrin zurück, es ist dir alles vergeben!" oder: „Hund, Mops, gelb, wohlgenährt, auf den Namen Molly hörend, hat sich verlaufen; gegen gute Belohnung abzugeben Alvenstraße 7 B." Verstehst Du mich?"

„Ja wohl, und Du meinst ...!" fuhr ich entrüstet auf.

„Warte! Du hast ganz Recht. Gute Belohnung ist ein viel zu zweideutiger Begriff. Wenn aber dann der Hund noch nicht wieder nach Hause käme, würde demnächst ein Plakat kommen: „Fünfzig Mark Belohnung! Hund, Mops, gelb, wohlgenährt, auf den Namen Molly hörend, verlaufen. Abzugeben da und da." Das wäre schon ein greifbares Objekt."

„Ich sollte also das Thier so lange hier behalten, bis Du der alten Jungfer fünfzig Mark abknöpfen kannst?!"

„Das würde ihm weiter nichts schaden. Futter braucht er kaum viel, er hat zuzusetzen. Es würde ihm sogar ganz gesund sein, wenn er sich nach der Zeit der Ueberfütterung einmal an eine schmalere Lebensweise gewöhnte. Er würde," fuhr er mit weicher Stimme fort, „davon bin ich fest überzeugt, dann zur Freude seiner mütterlichen Freundin Anwartschaft auf ein längeres Leben haben. Es ist also ein gutes Werk und verdient eigentlich Dank und Anerkennung."

„Wie gut Du bist!"

„Ja. Uebrigens irrst Du, wenn Du denkst, daß ich der würdigen Dame das Geld abnehmen will. Im Gegentheil, ich als Mietbsmann meiner Wirthin könnte das nicht; ich glaube sogar, ich würde, wenn ich den Versuch machte, den falschen Verdacht erwecken, als ob ich mir das Thierchen eigens zu diesem Zwecke heimlich angeeignet hätte. Ein Fremder müßte natürlich die Sache übernehmen."

„Reizend! Und da meinst Du also ....?"

„Na ja. Ein Fremder, verstehst Du; einer, den sie nicht kennt. Eine rührende Geschichte, armes Thier, halbverhungert auf der Straße gefunden, winselnd, konnte kaum noch Luft schnappen, mitgenommen, für letzten Sechser Milch gekauft, gepflegt, liebes Thierchen, so lieb! Thränen im Auge, Taschentuchzipfel. Rührend. Gleichgestimmte Seelen, Hundeliebhaber, Herzensergüsse. Trennungsschmerz. Bitte, wieder besuchen zu dürfen, um armes, liebgewordenes Hündchen wiederzusehen. Selbstverständlich. Heißer Dank ..."

„Und fünfzig Mark!" fiel ich ein.

„Weißt Du," fuhr ich fort, denn ich hatte inzwischen einen Entschluß gefaßt — aus meinem Mittagsschläfchen wurde nun doch nichts — „weißt Du, Du bist wohl sehr im Dalles. Ich will Dir etwas sagen. Ich habe augenblicklich auch nicht viel übrig, aber ich will sofort aufs Bureau und mir Vorschuß geben lassen. Du bist doch nachher um sechs Uhr zu Hause?"

Mein Freund Mare that sehr überrascht. „Du glaubst doch nicht etwa, ich hätte die Geschichte extra erfunden, um ...?" begann er.

„Ich glaube gar nichts! Aber Deinen Mops nimm nur wieder mit!"

Achselzuckend nahm er die Leine und zerrte das Thier, dem es bei mir ganz gut zu gefallen schien, aus seinem Schlafe.

* * *

Nach einigen Tagen las ich doch an den Anschlagssäulen: „Hund verlaufen! Zwanzig Mark Belohnung! Mops, gelb, wohlgenährt, auf den Namen Molly hörend, rothes Halsband, abzugeben Alvenstraße 7 B. 1 Treppe."

Mare! — — Mare! — —

Bohème.

Novelette von Hugo Alphonse Revel.

„Doktor Herfurth!"

„Herr Brander!"

Die Probe begann. Die Sängerinnen hatten auf den ungeordnet im Saale herumstehenden Stühlen Platz genommen, um sich während des Cellovortrages etwas zu erholen.

Dr. Herfurth begleitete. Ohne daß die beiden Herren jemals miteinander gespielt hatten, klang der Vortrag korrekt und tadellos. Stürmischer Beifall der wenigen Anwesenden lohnte ihr Spiel.

Herfurth betrachtete verwundert den stillen, ernsten jungen Cellisten, dessen wunderbare Bogenführung und weicher Ton ihn entzückten. Ein so wunderbarer Spieler, und noch nicht weiter, als bei einem Wohlthätigkeitskonzert für zehn Mark und Droschkenvergütung mitspielen zu dürfen?

Brander war verwirrt. Was sollte er, der Jüngere, seinem Begleiter sagen? Viele hatten ihn schon begleitet, berühmte Namen, aber Keiner noch so diskret, so technisch vollendet, so präzise im Takt und schmiegsam im Nachgeben wie dieser. Er hatte schon viele Kunstaufsätze von ihm gelesen, viel von seinem Spiel in den nicht kritischen Kreisen gehört; Herfurth zählte zu den bekannten Unbekannten. Ein solcher Künstler, und nur ein bekannter Unbekannter? Nicht bereits an einer Stätte der Kunst, an der viel Kunstunverständige weilen, indeß doch Dieser neuschaffend, belebend, zu künstlerischem Leben erweckend wirken könnte?

Sie schwiegen Beide und verbeugten sich mit lange fragendem Blick.

Brander war bereits fertig, Herfurth hatte noch zu begleiten; deshalb wartete der junge Cellist, ohne den Spieler dort am Flügel aus den Augen zu lassen.

Nach beendeter Probe schloß sich Brander dem Doktor an. Sie gingen in ein Café. Das junge, frische, hübsche Gesicht Branders verlor bald seinen Ernst, sein Ton belebte sich, sein schwärmerisches Auge wurde heller. Auch Herfurths matte Züge gewannen an lebendigem Ausdruck, und mit großer Sympathie hing sein Blick an diesem Bild der Gesundheit und schlichten Einfachheit.

Ein seltsamer Kontrast, die Beiden! Herfurth müde, mit durchwühlten Gesichtszügen, etwas gelichtetem Scheitel, vollkommen „tip-top" angezogen, der vornehme Weltmann; Brander mehr als einfach, sogar etwas ärmlich, künstlerisch nachlässig gekleidet, ein Bild der Gesundheit und Kraft, mit üppigem, welligem Haar; der Eine mit einem schmächtigem Schnurrbart, der aus der Bartbinde kam; der Andere mit wildwucherndem, naturgekräuseltem röthlichen Schnurrbart; der Eine feine, frauenhaft gepflegte Hände, der Andere derbe und rothe.

Beiden gemeinsam ein Zug der Enttäuschung, des Lebens Bitterniß um den Mund gelegt.

„Ja, Sie haben Recht; das hatte ich nicht richtig gespielt", gestand Brander aufrichtig, der sonst Ausstellungen an seinem Spiel nicht gern hinnahm. Er wußte, was er konnte, und wußte auch, was Andere von Kunst verstanden, wenn sie sich auch stolze Kritiker nannten. „Sie haben Recht. Aber sehen Sie — verzeihen Sie — auch Sie haben in dem und dem, glaube ich, nicht ganz exakt gespielt." Folgte die Auseinandersetzung.

Herfurth gab es lächelnd zu. „Das fiel mir bisher noch nicht auf. Ja, Sie haben Recht. Ich danke Ihnen. Es kommt nur darauf an, wie und von wem es Einem gesagt wird. Es bedarf immer nur der künstlerischen Ergänzung und des Ausgleichs."

„Ergänzung, Ausgleich?" Branders Auge trübte sich und verlor sich in weiter Ferne.

Auch Herfurth seufzte unwillkürlich.

Wo findet man das?

Einige Tage später finden wir Brander bei Herfurth. Er war sehr vornehm möblirt, hatte seine eigene Wohnung, Diener etc. Er galt als vermögend. Auch Brander dachte dies.

„Ja, Sie haben es schön!" seufzte der junge Künstler. „So keine Sorgen —; und ich? Meist keinen Pfennig in der Tasche, möblirte Stube, Schulden oft, oft wieder keine.. Ach was! Ich bin doch glücklicher daran als die Reichen, die nichts können, als nur Geld ausgeben und uns Kleinen drücken. Ich bin frei! Mir gehört die Welt!" Lachend sahen seine Augen — Jung-Siegfried!

Herfurth blickte ihn ernst an: „Keine Sorgen? Vermögen? Ja wohl!" Er lachte bitter und höhnisch. „Sie Schwärmer! Ich und sorgenlos! Ich dachte einst auch, wie Sie, mir gehörte die Welt. Ja, ich war einmal vermögend, sehr vermögend sogar. Dann trieb's mich hinaus, zur Kunst, zu der riesigen hodlosen Größe. Ich zerwarf mich deshalb mit meiner Familie, hatte nichts. Ich wußte viel, konnte viel, von Allem etwas. Dieses verdammte Zersplittertsein, ohne Konzentration. Ich schlug mich so durch. Jeder preist mein Talent, nennt mich gottbegnadet. Jawohl! Leider habe ich den Fehler, oft mehr zu verstehen als meine verschiedenen Vorgesetzten und diesen bei rein künstlerischem Blödsinn zu widersprechen. Außerdem erlaube ich mir, zu schreiben, was ich denke, zu tadeln, was künstlerisch zu tadeln ist. Und schließlich und endlich, um einem höheren Kunstinstitut anzugehören, fehlt mir das kleine Wörtchen „von", das ich blödsinnigerweise von mir gewiesen nach meiner Devise: „Wenn Du was kannst, wirst du was". Sie sehen ja, was ich geworden bin. Das Wenige, was ich hier habe, ist schwer verdient, und heute noch weiß ich oft nicht, wie mich erhalten. Bin froh, nach jahrelanger, mühseliger Arbeit meine hundertfünfzig Mark monatlich zu verdienen. Und hat man gar nichts, was nach etwas aussieht, gar keinen Nimbus, falschen Schein, dann verschließt man uns noch mehr und öfter die Pforten."

Brander blickte erstaunt auf den verbitternden und verbitterten Sprecher. Doch bald verflog der Ernst, und lachend reichte er dem Anderen die Hand: „Ach was, Sie dürfen so schwarz nicht sehen! Donnerwetter, sehen Sie, ich verdiene auch nicht mehr, aber verliere nie meinen Humor! Ich wurde auch herausgeworfen, weil ich mich gesträubt hatte, Pfarrer zu werden, und meine alte Schwiegermutter —" er zeigte auf sein Cello — „der Bibel vorzog. Na, ich arbeitete mich so sachte hinauf, mehr werde ich ja nie verdienen. Ich habe nicht das Zeug dazu, mich irgendwo aufzudrängen oder mit jedem frei weg von der Leber zu reden. Sie erreichten es nicht mit dem offenen Wort, ich nicht mit der Bescheidenheit. Tolles Leben! Was?"

„Da hätten wir ja die künstlerische Ergänzung" meinte lächelnd Herfurth.

Brander sah ihn fragend an.

Kurze Zeit später zog Brander zu Herfurth. Sie ergänzten sich wirklich in vielem. Jedem von Beiden hatte die Aussprache gefehlt, jedem hatte das einsame Dahinwandeln bedrückt. Sie konnten sich innerlich nicht entfalten. Das war jetzt anders.

Der Jüngere, lebenslustig und übersprudelnd, heute die, morgen die Blume brechend, gab dem Einsamen, Zurückgezogenen etwas von seinem Leben, riß ihn öfter hinein mit in den Strudel des Lebens und lehrte ihn, die Menschen etwas lichter zu betrachten.

Herfurth hielt den Jüngeren oft von tollen Streichen zurück, die er hinterher immer mit einem moralischen Katzenjammer bereute. Wollte Brander, leichtlebig eine Droschke nehmen, so rieth der vornehm und reich aussehende Aeltere zur Pferdebahn. Wollte Brander sich einmal einen fidelen Abend machen und sein eben verdientes Geld bei Dressel verschlemmen, so überredete ihn Herfurth zu einem Glas Bier im Patzenhofer. Und es ging auch, und sie unterhielten sich ebenso gut wie bei Dressel. Besser noch! Herfurth setzte ihm stets einen Dämpfer auf und lehrte ihn, die Menschen etwas weniger gutmüthig und mißtrauischer zu betrachten. Wenn Brander eine Mark noch bei sich hatte, borgte er auch dieser, selbst auf die Gefahr hin, heute nicht mehr zu Abend zu essen. Herfurth hinderte ihn daran.

Was der Eine zu viel draußen, der Andere zu viel in seinen verbitterten vier Wänden suchte, fanden sie jetzt Einer im Andern.

Da kam der Frühling über die Lande — der lachende Mai.

Herfurth stand neben Brander auf dem Balkon seiner vier Treppen hoch belegenen Wohnung in einem der stillen Vororte Berlins. Vor sich die weite Aussicht auf die grünenden Wiesen, in der Ferne eine Stadt, im dunkeln Grün dichter Baumgruppen verborgen. Links noch zwei einsam stehende Häuser, die letzten des Vororts. Die Sonne warf schon lange Schatten.

„Die Ergänzung! Da haben wir sie ja!" begann Brander. „Aber wenn Du einmal heirathest?" Zögernd kam es von seinen Lippen. Er sah auf seinen Freund, der eben mit dem Taschentuch winkte. Aus einem der einsamen Häuser flatterte ein gleicher Gruß.

„Ich heirathen? — Sieh' Die dort, die mir winkt! Ich weiß, wie gern mich das Mädel hat. Weiß Gott, und ich es auch. Sie ist reich, ich habe nichts. Soll ich das Mädel unglücklich machen? Soll ich mich verkaufen?"

„Aber wenn Ihr Euch gern habt?"

„Ja, vor der Ehe. Da sieht alles anders aus. Wir Künstler, liebes Kind, haben Nerven. Mit denen rechnet Die dort nicht. Die weiß nichts von Sorgen. Wenn wir oft von der Arbeit, vom Mißlingen derselben zerfahren, wortkarg, unwirsch sind, ohne es auch böse zu meinen, grämt sie sich darüber. Dann fangen die Szenen an, Du mußt nachgeben, um sie nicht unglücklich zu machen; und wenn der Selbstzwang, diese tausend Rücksichten kommen, verlierst Du an freiem künstlerischem Schaffen, oder sie ist so wie Du, dann ist das Unglück von vornherein da. Und wenn Du einmal austoben willst, aufjauchzen, daß Einem die Brust zerspringt, wenn Du auch mal über die Schnur haust — Du bedarfst dessen von Zeit zu Zeit —, dann heißt es gleich: „Er liebt mich nicht mehr, er ist leichtsinnig, unterhält sich allein, ist mir untreu, und weiß Gott was!" Nein, Junge, der freie Künstler, wenn er nicht selber reich und unabhängig ist, der taugt für keine Ehe."

„Das sag' ich auch! Hurrah, es lebe die Freiheit und — meine Schwiegermutter!"

„Auch ein Trost!"

Bald darauf hörte man durch das offene Fenster das Spiel eines Cello, von einem Harmonium begleitet.

Das stille Kind drüben auf der Veranda seufzte tief: „Er liebt mich nicht, kann mich nicht lieben!"

Entsagende Liebe verstehen die Wenigsten.

Heitere Zeitungsschau.

Als „perfekte Kammerjungfer" sucht in der „Kreuzzeitung" „ein akad. geb. jung. Mädch." Stellung. Näheres ist durch J. Bastmann in Malchow, Mecklenburg-Schwerin zu erfahren. Die Ansprüche an die Bildung scheinen sogar in Mecklenburg unheimlich gestiegen zu sein.

„Ich Richard Müller und nicht die Frau, also ich habe die 6 M. in Hordel bei Glingelhöfer gestohlen." Also ist in der Beilage zum „Bochumer Anzeiger" zu lesen. „Ja, ich bin's, du Unglückfel'ge." So ehrliche Diebe findet man selten.

Der „Dresdener Anzeiger" findet unter den „Aufgeboten auswärtiger Standesämter" unter anderen auf: „Dr. med. E. P. Hummel, prakt. Arzt, mit Dr. med. B. Grünebera, Beide in Herrenalb." Wenn sich zwei Aerzte zu gemeinschaftlicher Betreibung der Praxis verbinden, so hat das ja Manches für sich, muß aber deshalb gleich geheirathet werden?

Der „Magdeburger Central-Anzeiger" behauptet: „Seinen 80. Geburtstag feierte der unserem Königs- und Kaiserhause nahestehende kunstsinnige Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Koburg und Gotha." Es ist ja nicht leicht, durch die thüringischen Fürstenthümer durchzufinden, aber so gröblich darf man nicht irren.

Ein Millionär als Diener.

In Venedig lebt seit langer Zeit in einem prachtvollen Palaste am Canale grande der amerikanische Millionär Argus, dessen wahrhaft fürstliche Mähler — sein Koch bezieht ein Ministergehalt — in der Lagunenstadt einen außerordentlichen Ruf erlangt haben. Am Jahrestage der Unabhängigkeits-Erklärung der Ver. Staaten lud Herr Argus einige italienische Adlige zur Tafel. Am Nachmittag erhielt der Millionär den Besuch eines ihm befreundeten Landsmannes, der soeben in Venedig eingetroffen war, und bat ihn, gleichfalls an dem Festmahle theilzunehmen, als man sich aber zu Tisch begeben wollte, sah Argus zu seinem Entsetzen, daß der letzte Gast der — dreizehnte war. Da man wegen der vorgerückten Zeit nicht noch rasch einen vierzehnten Tischgenossen suchen konnte, ersuchte der Krösus seine Gäste, sich ruhig niederzusetzen; er selbst werde sich das Vergnügen machen, sie zu bedienen und auf diese Weise ihre Gesellschaft genießen, ohne gegen das alte Vorurtheil, das sich an die „Dreizehn bei Tisch" knüpfe, zu handeln. Herr Argus legte eiligst die galonnirte Uniform eines Dieners an und trug thatsächlich das reiche und üppige Mahl vom ersten bis zum letzten Gericht auf. Die Tischgäste erzählen, daß sie noch niemals mit solcher Geschicklichkeit bedient worden seien.

Bescheidenheit ist eine Zier.

So dachte jedenfalls auch ein Fremder, der kürzlich Abends den Laden eines Schlächtermeisters in Cuxhaven betrat und an den Meister die Frage richtete: „Haben Sie gute Wurst und was für welche?" Diensteifrig antwortete der Meister: „Sie können vorzügliche Mett-, Blut- und Leberwurst erhalten". „Könnte ich die Wurst mal probiren?" fragte der Fremde lächelnd. „Recht gern", antwortete der Verkäufer erfreut, in der Hoffnung, dem anständig gekleideten Fragesteller recht viel von seiner Waare zu verkaufen. Behaglich verzehrte dieser die nicht zu knapp geschnittenen Scheiben der verschiedenen Wurstsorten und sagte dann mit befriedigter Miene: „Sie haben nicht zu viel gesagt, die Wurst ist vorzüglich. Guten Abend!" Verblüfft rief der Meister: „Ja, wollen Sie denn keine Wurst mitnehmen?" „Nein, ich danke schön, ich bin nun satt!"

Sommermorgen.

Die Sonne und die Erde tauschen
Noch träumend ihren Morgenkuß;
Es geht ein Raunen und ein Rauschen
Durch Wald und Feld und Bach und Fluß.

Die Nachtigall in Jubelpsalmen
Singt mit der Lerche ein Duett;
Ein Bettler liegt in grünen Halmen
Und schläft in einem Himmelbett.

Alb. Roderich.

Gute Nutzanwendung.

Mahnender Arzt: "Wie? Sie haben meine Rechnung nicht einmal gelesen."

Ehemaliger Patient: „Aber Herr Doktor haben mir doch selbst für längere Zeit jede aufregende Lektüre verboten."

Der Regenschirm.

Der Regenschirm ist ein wahrer Freund,
Wie man ihm selten wohl begegnet,
Bleibt abseits, wenn die Sonne scheint,
Und geht mit uns, wenn's stürmt und regnet.